

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	15 (1925)
Heft:	30
Artikel:	Der Reisekamerad
Autor:	Päivärinta, Pietari
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644294

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Reisekamerad.

Eine finnische Novelle von Pietari Päiväranta.*)

Es war Ende März. Das Wetter war hell und hier und da sah man schon die Anzeichen des herannahenden Frühlings. In den Zweigen zwitscherten die Bögel. Die Fahrstraße für die Schlitten war, wenn auch nicht völlig zerstört, so doch sehr schlecht, denn die Wege waren überall schief und schmutzig, und an mehreren Stellen blieb selbst die bloße Erde hindurch. Bäche und Flüsse waren mit Schnee, Schmutz und Wasser angefüllt, und nur die Nachtfröste hinderten sie, mit aller Gewalt hervorzubrechen. An steileren Stellen lehnten sie sich, Abhängen gleich, vornüber, als wollten sie hinabsehen und die Richtung ihres künftigen Weges ergründen, während sie darauf warteten, daß des Frühlings warmer Hauch ihnen den leichten Wind geben und sie aus der langen und strengen Gefangenenschaft des Winters befreien würde. An einigen günstigeren Stellen hatte sich schon manches Rieselbächlein einen Weg zur Freiheit gebahnt und fröhlich über jähre Abhänge hüpfend, eilte es rauschend und murmelnd dahin auf längst bekannten Wegen zum Schoße der Mutter, zum Meere. —

So war die Jahreszeit und die Beschaffenheit des Weges, als ich einiger dringender Geschäfte wegen genötigt wurde, eine Reise außerhalb meines Heimatsbezirkes zu machen.

Zeitig eines Morgens erreichte ich einen Mann, der, wie ich, auf der Reise begriffen war. Er schien einen sehr mageren Gaul und eine schwere Fuhr zu haben; er selbst ging hinterdrein und schob den Schlitten. Als ich ihn erreicht hatte, sprang ich aus dem Schlitten und trat auf ihn zu, um mit meinem Reisekameraden zu sprechen.

„Guten Morgen, mein Alter!“ sagte ich, als ich an seiner Seite war.

„Guten Morgen!“ antwortete der Mann, ohne den Kopf zu wenden.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, meinen Reisekameraden näher zu betrachten. Sein Gaul war tatsächlich so mager wie ein Gerippe, und die Ladung bestand aus zwei Tonnen Teer. Von dem Sielengefähr stachen am meisten die Gerten in die Augen, mit denen die Ranken an den Schlittenbaum befestigt waren, und die unzähligmal angestückelten Zügel. Im Schlitten bemerkte man Sumpfheu mit Riedgras vermengt, des Pferdes Reisefutter, und des Pferdes wegen schien auch vermutlich der lange, vollgepfropfte Sack zu sein, der in des Schlittens vorderem Teil auf den Teertonnen lag und Häufel zu enthalten schien. In dem Schlitten befand sich außerdem noch ein kleineres Ränzel von Birkenrinde, wahrscheinlich des Mannes eigenen Mundvorrat enthaltend. Er selbst war mit einem abgenutzten und zerrissenen alten Rock bekleidet, der sehr tief an der Hüfte mit dem Rest eines alten Zügels umwunden war. Der Rock hatte keine Knöpfe, ebenso wenig befanden sich an dem oberen Teil andere zuverlässige Mittel, den Rock zusammenzuhalten; der Strick um die Lenden verlor seine zusammenhaltende Wirkung nicht bis dort hinauf zu erstreden; deshalb waren seine Lumpen über der Brust geöffnet und die fast nackte Brust blieb durch die Kleiderfugen hindurch.

Seine Schuhe schienen sehr alt und häufig gesplittert zu sein. Auch jetzt waren sie zerrissen und große Strohwische staken an den Fersen hervor. Wenn ich noch hinzufüge, daß er an den Händen vielfach gesplittet, wollene Handschuhe und auf dem Kopfe eine alte, abgenutzte Pelzmütze hatte, so

*) Der Verfasser dieses charakteristischen Bildes aus dem finnischen Volksleben vergangener Zeiten ist ein Bauer, der mit 40 Jahren den Pfug verließ und ein Schriftsteller wurde. Er arbeitete sich aus eigener Kraft vom armen Tagelöhnerkind und Waldbauerlein zum Kästner seines Heimatortes und Abgeordneten in den Landtag heraus. Seine gemüts-tiefen Novellen wurden von Gustav Lichtenstein ins Deutsche übersetzt und von Ph. Neclam in zwei Bändchen herausgegeben. Unsere Novelle ist dem ersten dieser Bändchen entnommen.

besitzt der Leser ein einigermaßen treues Bild seines äußeren Menschen.

Wie ich schon erwähnte, ging der Alte hinter dem Wagen und er schien auch auf keinen Platz im Schlitten rechnen zu können, denn die beiden Teertonnen waren schon eine schwerere Last für die magere Mähre, als gebührlich war, besonders auf so schlechtem Wege. Wenn man an Stellen kam, die von dem Schnee entblößt waren, schob der Alte aus allen Kräften nach, auf diese Weise seinem angestrengten Pferde helfend. Tiefere Löcher am Wege und die Spuren der Schlittenrutschen waten mit Wasser gefüllt und in die mit Stroh verstopften Löcher an den Stiefeln des Alten drang das kalte Wasser ein.

„Wohin geht die Fahrt?“ fragte ich, um ein Gespräch zu beginnen, nachdem ich all' diese Beobachtungen gemacht hatte.

„Zur Stadt!“ war die kurze und niedergeschlagene Antwort. —

„Ihr habt Eure Reise in die Stadt zu einer sehr unpassenden Zeit gewählt, was die Schlittenbahn anbetrifft“, sagte ich.

„Es ist wahr, der Weg ist schlecht, aber ich hatte keine Zeit, auf bessere zu warten“, antwortete der Alte.

„Was kann das für eine eilige Angelegenheit sein, die Euch genötigt hat, bei solchem Wege Euch fortzubeben?“ fragte ich wiederum.

„Die Auspfändung steht bevor, und die fragt nicht danach, wie das Wetter ist“, sagte der Alte traurig und da erst blieb er mich mit einem scheuen, betrübten Blicke an.

Da sah ich zum erstenmal das Antlitz des Alten. Es war runzlig und abgezehrt und sah aus, als ob er vor der Zeit gealtert wäre, denn sein Körper und seine Haltung deuteten im übrigen auf ein geringeres Alter als sein Gesicht.

„Wer ist ein so strenger Gläubiger, daß er Euch bei solchem Wetter in die Stadt zwingt?“ fragte ich.

„Der Pfarrer!“ antwortete der Alte kurz.

„Der Pfarrer? Ihr seid ihm also viel schuldig?“ fragte ich erstaunt.

„Nicht viel, nur des Vorjahres Zehnten“, erwiderte der Alte seufzend.

„Nur den Zehnten des Vorjahres! Aber seit Ihr denn nicht bei ihm gewesen und habt ihn gebeten zu warten?“

„Wohl war ich einmal dort!“

„Nun, was sagte er?“

Er war sehr böse und sagte: Ihr bestehlt mich, Ihr Lümmel! Auch Erbarmen zeigte er nicht, obwohl ich ihn mit Tränen in den Augen darum zu bitten versuchte, sprach er und sah mich schnell mit einem düsteren Blicke an.

„Das muß ich sagen, Ihr habt einen unbarmherzigen Pfarrer. Wohl hätte er ohne Gefahr warten können, wenigstens solange, bis die Wege besser werden“, äußerte ich in meinem Verdrüß, ohne selbst recht zu wissen, was ich sprach.

„So glaube auch ich, daß es hätte sein können. Aber ich bin so dumm, ich verstehe nichts von diesen Dingen; der Pastor begreift sie sicher besser. Er hat vermutlich schwere Arbeit und große Verantwortlichkeit für unsere Seelen und deshalb muß er wohl all seine Zehnten erhalten. Er ist ein guter Predikant und verrichtet alles außerordentlich gut. Ich tadle den Priester nicht, aber ich vermag nicht zu bezahlen, obwohl ich es so gern täte; einige sagen auch wohl, daß der Pfarrer gar sehr auf seinen Vorteil bedacht ist, aber wie soll er unter einer so großen Verantwortlichkeit leben können, wenn er nicht erhält, was ihm zukommt?“ meinte der Alte unschuldsvoll.

Diese einfache Rede warf auch ein Licht über das Innere des Alten. Sicherlich war er durch die Mühseligkeiten des Lebens sehr geprüft worden, härter vielleicht als der Priester, um dessen irdisches Auskommen er so ernstlich Sorge trug. Sein ganzes Leben mit einer kargen Natur und augen-

scheinlich auch mit Mangel und Elend kämpfend, fühlte er nur, daß es seine Pflicht war, anderen zu geben, was ihnen zukam — es mochte dann für ihn übrig bleiben und seine Angelegenheiten sich gestalten, wie sie wollten. Nur das tat ihm weh, daß er nicht alle Forderungen vollkommen erfüllen konnte. Unbedacht hatte ich den Priester unbarmherzig genannt, er stimmte nicht darin ein, er gab sich nicht dazu hin, den zu beschimpfen, um dessenwollen er nach meiner Ansicht auch jetzt eine zu schwere Last leiden mußte.

„Ich halte es nur für unrecht, daß der Pfarrer sagte, ich stehle. Ich will nicht stehlen, aber ich konnte nicht bezahlen“, sprach der Alte.

Diese Neußerung ging von einem redlichen, obwohl zur Hälfte vernichteten Herzen aus.

„Wenn ich diese Teertonnen zur Stadt bekomme, dann würde ich den Pastor bezahlen und der Auspfändung entgehen können“, fuhr der Alte fort. Es schien, als ob er jetzt mittelsamer geworden wäre.

Ich wünschte mehr über die Lebensverhältnisse des Alten zu erfahren und sagte deshalb gleichgültig:

„Ihr habt da einen mageren Gaul, wie soll der die Teertonnen zur Stadt ziehen können?“

„Ja, wahr ist's! Wohl ist die Mähre mager. Aber wie soll das arme Tier auch fett sein können, wenn ich ihm nichts als schlechtes Heu und Wasser geben kann“, gestand der Alte.

„Aber das Pferd müßte stets zuerst bekommen“, bemerkte ich.

„So mag es sein, wenn man die Sache in der Entfernung sieht. Aber wer alles durch den Frost verloren hat, steht gern alles, was auch nur sehr wenig an den Kochtopf erinnert, in seinen und der Familie Mund und selbst dann ist kein großer Unterschied zwischen der Nahrung der Familie und des Tieres. Wenn man einmal dahin gekommen ist, so glaube ich, ist die Lage der Familie die, in welche Ihr das Pferd sehen wollt“, meinte der Alte und sah wieder zu mir auf, gleichsam erstaunt über meine Art, die Sache zu betrachten.

„Aber Ihr hättest wenigstens Eure Schuhe flicken lassen können, damit Eure Füße nicht völlig durchnäht zu sein brauchten“, sagte ich wiederum, teils aus Neugierde, mehr zu erfahren, teils aus Misstrauen, daß der Alte möglicherweise ein wenig unordentlich war.

„So wird gewiß ein jeder denken, der die Sache nicht kennt. Aber wer sechs hungernde und nackte Kinder sowie eine Frau um sich hat, der hat nicht viel Zeit, an seine Kleider und Schuhe zu denken. Uebrigens sind diese Schuhe, zu ihrer Zeit geflickt worden, aber sie ist jetzt dahin. Wohl würde auch ich verstehen, besser gekleidet zu gehen, aber ich kann nicht“, sprach der Alte mit einem Ausdruck der Niedergeschlagenheit.

„Woher seid Ihr zu Hause?“

„Aus einem Dorf an der Grenze dieses Ritterspiels.“

„Wie heißt Ihr?“

„Svälbacka Matti nennen sie mich, und huntern habe ich mein ganzes Leben lang müssen dort auf meinem ‚Hungerfeld‘.“

„Wieso?“

„Ja, so ist es. Unsere Hütte liegt am Ende jenes entfernten Dorfes zwischen Sumpf und Morast auf einem Boden, der für andere nicht gut war. Mein verstorbener Vater bebaute die Stelle zur Zeit, aber jetzt sucht uns der Frost fast alle Jahre heim.“

„Könnt Ihr einen so unsicheren Ort nicht verlassen? Ihr könnetet wohl anderwärts einen besseren erhalten?“

„Das ist nicht so leicht, wie man glaubt. Wenn wir ihn verlassen würden, so würde wohl niemand etwas dafür bezahlen wollen und wie sollen wir dann einen andern kaufen können? Dort müssen wir bleiben und weit besser

ist es doch da, als umher zu wandern und zu betteln. Wenn ich nur der Auspfändung entgehen könnte!“

„Ist es vorjähriger Teer, den Ihr jetzt zur Stadt fahret?“

„Nein! Wie hätte ich den solange behalten können? Auch der geht von der Hand in den Mund. Er ist vor kurzer Zeit gebrannt und kaum hatte ich ihn in der Tonne, mußte ich mich auf den Weg in die Stadt begeben“, sagte der Alte. (Fortsetzung folgt.)

Berrägneti Ferie.

Von F. Brunner, Rehsiten.

Es isch e wunderbar e schöne Sunnetag gsi, wo d'Frou Wunderli mit ihrem Ehemahl i d'Summerferien abgreift isch.

Im Uebahnwage inne hets e so heiß gmacht, daß mes chuum het chönnen ushalte; aber merkwürdig, dr Herr Wunderli het nüt reklamiert. Er het halt scho snt ere Wuche, zweo, deheim alli Tag bhaupert gha, es chüm de ganz gwüscho rägne weme i d'Ferie gang. — Es isch wahr, mi het scho bald e Monet uf Räge planget und im Garte het alles Sprüze nüt meh abtreit. D'Rose wo am Morge der Chnopsf ufta hei, sy am Abe scho verbleteret; jedes Blettli und Gresli het gschlamppet, jedes Blümli ds Chöpfli la hange und i dr lezte Wuche isch der Härd eisach zu Staub worde. Wenn d'Frou Wunderli öppis in ihrem Garte het wölle mache, Ardbbeeri abläse oder Chrosle für Confitüre und Gelée z'hoche, so het si fruech, vorem Zmorge drahi müeße, wenn si nüt ganz het wölle verbrägle. Und wenn si de mit zündrotem Chöpf zum Zmorge ho isch und über die Tröcheni i den Ardbbeerbeet giammeret het, so het ihre Maa jedesmal voll Ueberzügung gleit: Wirsch gsch Mammeli, es chunt cho rägne, sobald mi i d'Ferie gange.

Und richtig. Chum sy si rächt hgnistet gsi in ihrem schönen und heimeligen Hotel am Bierwaldstättersee, chuum hei si vo ihrem Balkon us die wundervolli Ussicht bewunderet gha, so zieht dr Petrus am Himmel e fischtergraue Vorhang vür, bugiert ohni viel Wäses d'Frou Sunne mit ihrem Strahlekleid drhinder und fangt a, der See und d'Bärge ringsum sprüze nach Note.

Ha-n-is nüt geng gseit, scho snt vierzähe Tag und drei Wuche — räsoniert dr Herr Wunderli — das het iiz presiert, jawoble. Es wär emel no gnueg Wasser im See und d'Bärge sy emel no lang nüt am erlähne. Aber abe, wenn ig i d'Ferie ga, de mueß es halt rägne, das geit gar nüt anders.

Eh, bis doch zfriede — liegt ne sy Frou z'beschwigte — dänk, es chunt üsem Garte zguet deheim; und wie glyn chunt's wieder anders. Queg, dert heiterets scho.

Ja ja, zumene neue Wolkebruch! I lenne das Züüg scho. Gib mer die dide Chleider vür und die wullige Socke; i wott de nüt verfrüre da obe.

So isch es am erste Fertetag gsi.

Am zweite het ume d'Sunne die verdrießliche Lüt usglachet; mi isch am See unde ine Liegestuehl gläge und het zuegluegt, wie d'Fischli unermüdelich mit de Sunnestrahle usem Wasser gespielt hei, wie sich dr blau Himmel im See spieglet het und wie Dampfer, wie großi wüzi Schwän uf em See bin und här und use und abe ihri Turche zoge hei. Am Abe het d'Sunne der See völlig verguldet und isch derna, wie ne glüejigi Chugle, hinderem Bärgwal' verschwunde.

I der Fruechi vom andere Morge hets wieder oben abe gschüttet.

He natürlig — seit dr Herr Wunderli, woner d'Augen uftuet — derfür bin ja i de Ferie. — Und druf e chün ulndig zu syner Frou, wo-n-ihm vorsorglich wieder ds dicke Chleid und wulligi Socke parat gleit het: Musch jez nüt sälber säge, i heig rächt gha? — Rägnets jez öppe nüt,